

(Nachdruck verboten.)

## 24] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

„Ach, Ihr machet die Rechnung ohne den Vater,“ seufzte Frau von Menzingen bewegten Herzens. „Er muß erst gewonnen werden und dazu bedarf es der Zeit. Jetzt mit ihm reden, würde alles verderben. Ihr müßet eure Ungebuld noch zügeln. Mein Segen entgeheth Euch nicht, lieber Doktor, und ich weiß, daß mein Gatte ein großes Vertrauen auf Euch hat, aber Ihr werdet einsehen, daß es ihm widerstreben muß, schon jetzt sein Jawort zu geben und Euch dadurch vor der Welt an sein Interesse zu fetten, während dieser unselige Rechtshandel, der einen Schatten auf seine Ehre gemorfen hat, noch nicht beendet ist. Das leidet sein Stolz nicht.“

Max mußte diesen Grund gelten lassen, wie sehr es seinem offenen Charakter widerstrebte, sein Verhältniß zu Else vor der Welt zu verschleiern. Er zog die Hand, in der nun seiner Liebe Geschick ruhte, mit Dank und Ehrfurcht an seine Lippen. Else aber umarmte die Mutter, deren Augen feucht wurden, und küßte sie zärtlich. Dann warf sie sich verschämt und verklärt in die Arme des Geliebten, der sie mit stummem Glück an sich drückte.

Stephan von Menzingen störte die Liebenden nicht, deren Schifflein die Mutter einstweilen vor dem Scheitern bewahrt hatte. Der Mann, der ihn zu sprechen begehrte, hatte ihm ein Schreiben aus Kaufbeuren überbracht und war, mit einem reichlichen Botenlohn bedankt, wieder fortgeritten. Der Brief kam von dem Kanzler des Herzogs, dem Ritter und Doktor Johannes von Fuchsstein, und Herr Stephan erbrach ihn hastig. Der Inhalt war wenig erbaulich. Die Ungebuld, wieder in den Besitz seines Landes zu kommen, und hauptsächlich Geldmangel hätten den Herzog sein Spiel vor der Zeit anheben lassen. König Franz hätte seine Zusagen nicht ganz zu erfüllen vermocht, da er selbst des Geldes zu seinen Rüstungen wider Kaiser Karl bedürfe, und von den Juden sei nicht ein Pfund Heller zu erlangen gewesen. Herzog Ulrich sei außer Stande, die geworbenen Kriegsvölker noch bis zum Beginn des Frühjahrs zu besolden und hätte befürchten müssen, daß die Schweizer abzogen und seine ganze Macht wie Schnee in der Sonne zerschmolzen wäre, wenn er jetzt nicht losschläge. So sei er denn mit 6000 Fußknechten und 200 Reitern, mit 3 großen Karthausen, 3 Schlangen und 4 Falkonettlein von Hohentwiel aufgebrochen und zöge unmittelbar auf Württemberg, wo er sicher sei, mit offenen Armen empfangen zu werden. Auch sei noch in den letzten Tagen ein Bündniß mit dem Führer der Schwarzwaldbauern zu Stande gekommen. Noch ehe der Bund auf sein könnte, würde der Herzog in Stuttgart einziehen, wo er die Fastnacht zu feiern gedenke und sich auf dem Schlosse bereits ein Bett bestellt habe. „So Euch dieses Schreiben zu Händen kommt,“ schloß der Fuchssteiner, „bin ich bereits im Lager Sr. Gnaden, des Herzogs; von dort oder spätestens von Stuttgart aus erhaltet Ihr weitere Nachricht.“

Der Empfänger warf das Schreiben mit bitterem Verdruß auf den Tisch. Alles, was das Unternehmen des Herzogs hatte unterstützen sollen, war erst im Werden begriffen, die Lunte angezündet, ehe noch die Mine geladen war. Fuchsstein hatte wohl Recht, das Gewebe, das er in Kaufbeuren begonnen, fallen zu lassen. Denn gelang es dem Herzog, spätestens in vierzehn Tagen in Stuttgart zu sein, dann bedurfte es der liberal hingespinnenen Intriguen nicht mehr, und mißglückte das Abenteuer, dann konnte ihn das unfertige Gewebe nicht retten. Stephan von Menzingen sann in schweren Sorgen. Alle seine persönlichen Interessen wiesen ihn darauf hin, von dem in Rothenburg begonnenen Werke die Hand nicht abzuziehen. Wenn er es übernommen hatte, das Regiment der Geschlechter zu stürzen, so war es, um an diesen für den Unglückseligen, den er einst von ihnen erfahren hatte, Vergeltung zu üben, indem er die Sache des Herzogs förderte. Dem Beispiele des Fuchssteiners folgen, hieß der Rache entsagen und vor dem Rathe sich demüthigen. Das war seinem hochfahrenden Sinne ebenso unmöglich, wie seiner Ver-

mögenslage. Nein, er durfte die Hände jetzt nicht in den Schooß legen. Triumphirte der Herzog, so war es immer noch Zeit für ihn, zurückzutreten; unterlag er, so hatte er an der Bürgerschaft einen Rückhalt.

Mittlerweile verbreitete sich die Kunde von dem Abenteuer des Herzogs und drang auch in die Werkstatt auf dem Kapellenplatze, wo Hans Lautner an dem Modell eines Potals bosselte, den, in Silber getrieben, die Hauptleute der sechs Bachen dem Stadthauptmann Albrecht von Adelsheim zu seiner Hochzeit verehren wollten. Es versprach ein sauberes Stück zu werden, mit Laubgewinden, Früchten, Masken und Figürchen geziert. Meister Ellwanger beschäftigte außer dem blonden Schwaben noch zwei Gesellen und zwei Lehrlinge. Hans aber war von ihnen der geschickteste und fleißigste, und seit den letzten Wochen besonders gönnte er sich nicht Ruhe noch Raft. Er wollte an nichts anderes als an seine Kunst denken, aber es gelang ihm schlecht. Rätthe hatte den Zauber der schönen Gabriele nicht zu brechen vermocht. Das frische, in sich selbst sichere Wesen Rätthe's that ihm so wohl wie dem Wanderer ein kühler Labetrunk an schwülem Tage. Er war ihr gut, daran kein Zweifel, und wenn er in Ehrenbach an ihrer Seite saß, ihrem Geplauder zuhörte, sie ihn aus ihren mußbraunen Augen mit inniger Zärtlichkeit anblickte, ihm die jugendlich kernigen Lippen zum Kusse bot, er ihre Gestalt an sich drückte, dann glaubte er wohl selbst, daß er sie liebte.kehrte er aber nach Rothenburg zurück, athmete er wieder dieselbe Luft wie Gabriele, sah er diese gar, dann war alles weggeschlitten und ver-gessen. Ach, und nicht nur dann! Geschah es doch, daß in seinen Gedanken an Rätthe diese in Gabriele sich verwandelte, daß er deren Busen an seiner Brust fühlte, ihren Mund küßte, während er Rätthe liebte. Und vollends gestern! So verführerisch schön wie gestern in ihrem goldgelben Atlaskleide und den nackten Schultern war Gabriele ihm nie vorgekommen. Wie sollte das enden? Wie aus seiner Schuld gegen Rätthe er sich lösen? Nicht zum ersten Male grübelte er darüber, ob es nicht am besten wäre, daß er Rothenburg verließ und nach Nürnberg, wohin ihn seine Kunst von Anfang an gelockt hatte, weiter wanderte?

Ueber diesem Grübeln vernahm er die quakende Stimme Wilhelm Bräunlein's, eines biedereren Spezereihändlers, der seinem Gevatter, Meister Ellwanger, von der Kriegsfahrt des Herzogs erzählte. „Ach, äh, äh,“ schloß er seinen Bericht und schüttelte seinen spitzulaufenden Kopf, der auf einem langen Halse saß, „nimmer was Gutes, nichts wie Unruhen. Wie sollen dabei Handel und Wandel gedeihen?“

„Nu, man muß sich halt in die Zeitläufte schicken, Gevatter,“ erwiderte der Meister philosophisch. „Kaufen ist 'mal die Art großer Herren; es liegt ihnen im Blut.“

„Und wir Bürger müssen dabei die Haare lassen,“ quakte der Krämer. „Was wir brauchen, ist Ruhe; Ruhe, sag' ich, Gevatter!“ Giftig fuhr er fort, während das Glöcklein der Marienkapelle das Ave-Maria läutete: „Aber diesmal sollte der Schwäbische Bund an dem Friedensbrecher ein Exempel von einem Beispiel aufstellen. Und überhaupt, was unterhandeln die Obrigkeiten hier und dort mit den widerhaarigen Bauern? Ueber die Köpfe gehauen, gespießt, geviertheilt, so gehört sich's.“

„Um Gott, Gevatter, die Furcht macht Euch ja zu einem blutdürstigen Tyrannen,“ rief der Goldschmied belustigt. „Feierabend! Kommt in mein Stübchen und löschet Euren Durst, anstatt in Fürsten- und Bauernblut, mit einem Becher Schaltsberger!“ Damit führte er ihn über den Hof in das Vorderhaus.

Hans erinnerte sich, wie er vor sechs Jahren mit der Ahne in Bödingen bei Jäcklein Rohrbach's Wirthshaus gestanden und die von Florian Geher befehligten Fähnlein gen Stuttgart hatte vorüberziehen sehen, nachdem sie den Widerstand der Herzoglichen bei Wädmiß gebrochen und Götz von Verlichingen gefangen genommen hatten. Die Ahne hatte mit wildem Gebet ihre Waffen gesegnet und ihnen zugerufen, daß sie den Herzog nicht lebend auslassen sollten. Und jetzt war er wie der da und das furchtbare Ende seines Vaters, der Tod seiner Mutter, schrien noch immer ungefühnt gen Himmel. Es war ihm, als ob er das grimmige Hohnlachen seiner Großmutter hörte. Er räumte hastig seinen Werkisch auf und sprang zu seiner Dachkammer hinauf, wo er, von

dem Zwange erlöst, den ihm die Gegenwart der anderen auferlegte, sich seinem gährenden Gefühl frei überlassen konnte.

Am Sonntag vor Fastnacht, welche auf den letzten Februar fiel, ging Hans mit einem festen Entschlusse nach Ohrenbach und Kaspar begleitete ihn. Es war noch früh und die Luft so gefänstigt, als ob das Jahr schon bis tief in den März vorgerückt wäre. Die Winterisaaten kleideten die Felder in ein helles Grün, das den düsteren Ernst der Tannenwälder auszulachen schien. Die beiden Freunde verfolgten die große Heerstraße, die manchen Bogen schlug, nur eine kurze Strecke, worauf sie den näheren Weg nahmen, der links gerade aus zum Steinbachthale und jenseits nach dem Dorfe Gattenhofen führte. Hans ging sinnend dahin und Kaspar ließ ihn ungestört. Er war es von ihren Spaziergängen her gewöhnt, daß Hans wenig sprach. Er pffiff und sang für sich, bis sie an den Stäffleinsbrunnen kamen, bei dem sich das wild-schöne Steinnachthal vor ihnen aufthat. Der Brunnen zeugte allein noch davon, daß hier einst das Dorf Obersteinbach gestanden. Der Rath hatte es einige achtzig Jahre vorher abbrechen lassen, um die Einwohnerzahl der Stadt zu vermehren. Kaspar trank von dem köstlichen, durch Sandstein quellenden Wasser. „Trink auch, Hänlein, das macht den Kopf frisch und klar,“ forderte er den Freund auf, indem er sich von der Brunnenröhre aufrichtete. „Was sinnest Du so an dem schönen Tag?“

Hans verspürte keinen Durst. „Ich dachte so, ob ich diesen Weg noch oft machen werde,“ gab er zur Antwort. „Ich glaub' halt nit.“

„Ja, wie meinst Du denn das? Warum nit?“ fragte Kaspar erstaunt.

„Komm nur!“

Sie stiegen in die stille Bildniß hinunter, durch welche die beiden Lindach- oder Lindleinsseen, von denen der größere nunmehr trocken gelegt ist, zur Lauber abfließen.

„In dem Thal hier bin ich manchen schönen Sonntagmorgen herumgestrichen,“ äußerte Hans. „Ist gar so wunderbar einsam hier, daß nur selten einmal ein Mensch zu schauen ist und nichts zu hören, als der Wind in den Baumwipfeln, der Vögelein Sang und das Murmeln des Baches.“

„Und dann kriegtest Du Deine Pfeife her und spieltest darauf, just so, als wie ich Dich auf unserer Wanderschaft traf,“ fiel Kaspar ein.

„Wohl auch,“ lächelte Hans. „Es geht einem da manches durch den Sinn, was gar nicht zu sagen ist, selbst wenn es einer wollte. Zuweilen hab' ich es mir ausgedenkt, wie das herrlich sein müßte, wenn es auf der Welt keine Fürsten und Herren, keine Pfaffen und Junker, keine Leibeigenen und Hörigen mehr gäbe, sondern lauter freie Menschen. Was meinst Du, Kaspar, ob eine solche Zeit wohl mal kommen wird?“

„Nein, das giebt's nit,“ versetzte dieser, ohne sich zu befinnen. „Denn es ist was Teufliches im Menschen, das ihn immer dazu stößt, den Schwächeren unter die Füße zu treten. Schau, wie's unter den Meistern rumort! Wie sie das Maul voll nehmen und nach Freiheit schreien! Aber sie meinen halt nur die eigene Freiheit, und wenn sie wirklich in den Rath gelangen, nachher können wir Gefellen uns den Mund wischen.“

„Ich glaub's doch,“ sagte Hans mit einem sinnenden Ausdruck in seinen blauen Augen. „Es wird kommen, wie es die Ahne prophezeit hat, und Du wirst es noch erleben, daß es besser wird.“

„Und Du nicht?“ fragte Kaspar mit einem Anflug von Ungeduld.

„Ich weiß nit; wenigstens nicht in Rothenburg,“ antwortete Hans mit einem tiefen Athemzuge. „Als mir gestern der Meister meinen Wochenlohn zahlte, hab' ich ihm aufgefagt. Meine Zeit hier ist um.“

Kaspar blieb wie erstarrt stehen. „Wa—as?“ lallte er. „Ich kann hier nichts mehr lernen,“ wandte Hans vor. „Wann der Botal fertig ist, schnür' ich mein Bündel. So lang' noch hab' ich dem Meister zu bleiben versprochen.“

„Nichts mehr lernen?“ wiederholte Kaspar noch wie bekümbt; dann aber brach er heftig los. „Und alle Gewalt, die an Deinen Leuten geschehen ist, die soll ungerochen bleiben, was?“

„Nein, lieber Bruder,“ versicherte Hans. „Aber mir denkt, daß ich noch länger Geduld haben muß. Izt, wo von wegen dem Herzog Ulrich der Bund rüstet, ist die Gelegenheit für uns wahrlich nit gut. Aber das thut nig. Wann

der Bundschuh aufgeworfen wird, ich werd' nit fehlen, wo ich dann auch sein mag, das glaube mir.“

„Ja, das glaub' ich Dir; aber das von wegen dem Lernen, das glaub' ich nit!“

„Daß' uns weiter gehen,“ forderte Hans ihn auf, seinem scharfen Blicke ausweichend.

„Freilich, freilich,“ murmelte Kaspar, indem er sich in Bewegung setzte, und nach einer Weile fügte er vorwüttsvoll hinzu: „Daß Du mir das anthun kannst, Hänlein! Izt ist meine ganze Sonntagsfreud' hin. — Und ich hab' Dich allewege gewarnt vor der — der —“

„Sei still, ich bitt' Dich,“ unterbrach Hans ihn schnell.

„Schon gut,“ murzte Kaspar.

Jenseits des Baches, den sie von Stein zu Stein übersprangen, blieb Kaspar wieder stehen. „Und Rätke?“ fragte er.

Die schmalen Wangen des jungen Goldschmiedes wurden dunkelroth. „Das ist's just, was mir am schwersten auf dem Herzen liegt,“ seufzte er.

„Du darfst nicht fort,“ rief Kaspar mit Entschiedenheit.

„Um ihretwillen darfst Du nit. Ich bitt' Dich um Gottes willen, Hänlein, thu' ihr das nicht an. Sie hat Dich ja ganz in ihr Herz geschlossen. Schon am Dreikönigstag hab' ich's gemerkt.“

Hans sah ihm mit einem langen, tiefen Blick in die Augen; dann sagte er leise: „Und damals hatt' ich auch merken können, daß Du —. Ich war halt blind.“

„Ach was, ich!“ rief Kaspar ärgerlich. „Ich pass' nit zu ihr und ich gönne Dir ihre Lieb' von Herzen. Meinst Du etwan, daß es nicht noch saubere Maidelin genug auf der Welt giebt? Ich kenn' schon noch manche.“ Er lachte.

Hans ergriff und schüttelte bewegt seine Hand. „Du bist ein guter Kerl! Ich hatt' ihre Lieb' nimmer annehmen sollen. Vielleicht, wann ich sie früher gekannt hätte! Jetzt war's gefehlt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Wie herrlich weit hat es doch das Berliner Bürgerthum in den letzten fünfzig Jahren gebracht! Im „tollen Jahre“ hatte es noch der eine oder andere von ihnen gewagt, mit Einjaz seines Lebens für die Freiheit einzutreten — der Rajen in Friedrichshain dect thatsächlich einige „Bürger“ — anno 1898, als der Schandwisch der Reaction, die „Kreuz-Zig“, ihr Jubiläum feierte, riefen die Berliner Freisinnigen Junker und Muder an, um zwei Arbeiterkandidaten, hinter denen thatsächlich die Mehrheit der Bevölkerung stand, zu verdrängen. Wenn die Todten in Friedrichshain aufstehen könnten, sie würden sich bas verwundern, welchen Wechselbälgen sie durch ihr Handeln Nutzen gebracht. Aber nein! Und wenn sie es könnten, sie würden gar nicht einmal aufstehen. Sie mühten sich ja bis in die Haut hinein schämen. Sie gaben ihr Leben dahin, und man gönnte ihnen nicht einmal einen Stein der Erinnerung. Die Denkmalsverweigerung für die Märzgefallenen wird ein Blatt der Schande bleiben in der Geschichte Berlins. Als man damals vor dem ersten Widerstand zurückwich, überlegte man lange hin und her; endlich entschloß man sich, 6500 M. zu wagen, um den Begräbnißplatz im Friedrichshain „in einen bei den Berliner Kirchhöfen üblichen Zustand zu versetzen“. Also 6500 M. schienen diesen politischen Hofen-Hausirern die Errungenschaften der Märztagewerth?! Und einen Kirchhof nennen sie, was eine Nationalstätte, eine Schädelstätte der Freiheit ist! Liegen etwa da draußen vor dem Landsberger Thor einige Duzend Geheimräthe und andere Baumvollheilige? Ende Dezember vorigen Jahres wurde der „Kirchhofs-Zustand“ beschloffen, heute ist ein halbes Jahr herum, aber die Gräber der Märzgefallenen zeigen noch dasselbe Neuzere wie vor Jahr und Tag. Allerdings, man hat die Sache „bereits in die Hand genommen“, „in die richtigen Wege geleitet“ ist sie auch schon. Sogar die Vorarbeiten sind schon erledigt. Man hat ein „ziemlich nüchternes“ Portal in romanischem Stil entwerfen lassen, eine Eingangspforte mit beiderseits anschließendem „Thiergartengitter“. Und auf einem die beiden Thorpfeiler abschließenden Aussage soll die Bezeichnung des Friedhofes oder der Ruhestätte der Märzgefallenen angebracht werden. Von einer Umfassungsmauer hat man „Abstand genommen“. Dies alles hat man gethan und dem Polizeipräsidium hat man bereits vor längerer Zeit den Entwurf eingereicht, um die „Bau-Erlaubniß“ zu erhalten. „Erflossen“ ist aber noch nichts. „Ängstliche Gemüther ziehen“, wie bürgerliche Blätter melden, „aus dieser Verzögerung den Schluß, daß diese Erlaubniß überhaupt nicht erteilt oder der Entwurf zum mindesten beanstandet werden wird.“ Die „ängstlichen Gemüther“, können die jemand anders angehören als dem Freisinn, diesem Vogel, der vorn die Drehkrankheit hat und hinten mit der Cholera behaftet ist? Und klingt dieser „Schluß“ nicht wie eine stille, aber desto freudigere Hoffnung?

Berlin hat einen neuen Bürgermeister. Das Blatt des preussischen Finanzministers hat ihn willkommen geheißen und ihm gleichzeitig unter der Hand einige gute Lehren gegeben und besondere Verhaltensmaßregeln empfohlen. Folgt Herr Kirchner der Stimme im Kasanienwäldchen, dann kann er ein Bürgermeister werden, wie ihn der Dichter also gezeichnet:

„Unser Bürgermeister ist ein weiser Mann,  
Seiner Rasenspitze sieht man das schon an.  
Nach oben blicken,  
Nach unten drücken,  
Ist die Parole des weltklugen Herrn.“

Uebrigens, man wird ja sehen, wie sich die Dinge entwickeln. Herr Bronsart von Schellendorf, den unlängst der Mann der „Zukunft“ zum Zeugen anrief, wie unbändig heutzutage in deutschen Landen gelogen wird, hatte sich seinerzeit bemessen, den „Umsturz“ mit einer Feuerprobe zu bestehen. Dieser Tage wurde in Erfurt und Heilbronn bei ganz gewöhnlichen Straßentraktakten die Probe auf das Exempel mit Hydranten gemacht, und diese Proben, sie fielen ganz jämmerlich aus. Was als Schreckmittel dienen sollte, trug zur allgemeinen Erheiterung bei. Ja, auch bei Kriegsmünstern thut's Wasser allein nicht, und wenn ihre Stiefel auch noch so hoch stehen. Bei dem Kratwall in Heilbronn wurde übrigens dem vielgenannten Herrn Hegelmaier ein kurioses Erlebnis zu theil. War da ein Säultheiß von einem benachbarten Orte am Städtewahltag nach Heilbronn gekommen, um schnell und aus erster Hand zu erfahren, ob sein Freund Hegelmaier gewählt sei, und um ihn dann gleich zu gratuliren. Der Dorfoberste kam gerade auf den Marktplatz, als das Militär anrückte. Sofort schrie die Staatsstüge: „Hoch das Militär!“ Er konnte aber nicht Wah! sagen, da hatte er von den Umstehenden schon eine gefaltene Tracht Prügel weg. Jetzt wurde der Ordnungstramm auch fuchsig. Er sah seine Steden und schlug wie blind um sich. Dabei verfehlte er auch Hegelmaier, den er hatte beglückwünschen wollen, einen Schlag auf den Kopf. Der schlägt zurück, und im Nu gleicht die Säultheißnase einer Gurle. Schutzleute trennen die Duellanten, der Säultheiß muß nach der Polizeiwache.

Der letzte deutsche Arztetag hat sich gegen die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium ausgesprochen und damit gezeigt, daß auch diesen Herren der Kochtopf über alles geht. Man hat alle möglichen Gründe, die diesen Beschluß rechtfertigen sollen, angeführt, wenn man aber genauer zusieht, so war nur einer ausschlaggebend: die Furcht vor der Konkurrenz. Die ältesten Labenhüter wurden wieder hervorgeholt: Zu umfassenderen Operationen sei die Frau zu schwach; die Frau memorire, der Mann aber studire; die Anstrengungen des Studiums bräuchten die Frauen körperlich herunter; das medizinische Frauenstudium würde den Stand des Unterrichts an den Universitäten herabdrücken; man brauche nicht gelehrte und halbgelehrte, sondern geistig und körperlich kräftige Frauen, befähigt, ihren Männern zur Seite zu stehen und ihre Kinder zu erziehen; die Durchführung der Bestrebungen der Frauenbewegung würde das Bild der deutschen Frau zerstören; die Frauen sollten überhaupt nicht studiren. Wenn man die Neben, die auf dem Arztetag gehalten wurden, liest, hat man sehr oft das Gefühl, als wäre man im preussischen Landtage und hörte einen ostelbischen Krankhüter gegen die Menschenseite weitem. Der preussische Junker ist ein rüchständiges Element und nicht zu ändern. Den deutschen Arzt hielt man für einen Mann des Fortschritts. Der Arztetag in Wiesbaden aber hat bewiesen, daß der Fortschrittsdrang sehr vieler Mitglieder des Standes nur soweit geht, als es die persönlichen, materiellen Interessen gestatten. Werden die Herren noch den Muth finden, Peter und Moridio zu schreien, sobald der Arbeiter einige Pfennige mehr Lohn verlangt?

In den großen Städten der Union bestehen schon seit Jahren Milizregimenter, in die nur die Söhne reicher und sehr reicher Leute aufgenommen werden. Die Kerlchen treiben einen ungeheuren Aufwand und sind sofort dabei, wenn die Absicht auftaucht, den Widerstand streikender Arbeiter mit blauen Bohnen zu brechen. Wie zu einem Feste treten sie dann an und wie einen Sport betreiben sie die Menschenschlächterei. Als der Krieg zwischen der Union und Spanien ausbrach, fühlten in New-York diese Burschen das Bedürfnis, ihr Drohnendasein mit etwas Vaterlandsliebe zu vergolden. Sie thaten sich zusammen, 950 „Mann“ stark, und sie, die Ueberzimperlichen, nannten ihr Korps „Rough riders“ (Rauhe Reiter). Nun waren sie unwiderstehlich und gingen nach dem Süden. Ein Theil kam wirklich nach Kluba und stellte sich an die Spitze des Heeres, um die ersten Lorbeeren zu pflücken. Aber die rohen Spanier schossen gleich scharf und eine ganze Anzahl der Mütterchöchen mußten ins Gras beißen. Da flüchteten die „Rough riders“ ganz mörderlich, so etwas war ihnen von streikenden Arbeitern daheim noch nie widerfahren. Die größte Todtenlage aber erhob sich um den gefallenen Hamilton Bish. Der war daheim in New-York das Obergigerl, und alle Damen nannten ihn „Alciabades“. Wahrscheinlich hatte auch er einem schönen Hund den Schwanz abgeschnitten. —

### Kleines Feuilleton.

o. **Zwei Gesichter.** Diese Schutzleute! Das waren doch wirklich zu lebenswürdige Menschen! Die ganze Familie war entzückt. In ihrem Schlaudorf hatte man gemunkelt, daß die Schutzleute alles weniger als freundlich und entgegenkommend wären. Und nun war dies schon der dritte Posten, der ihnen in freundlichster

Weise Auskunft gab. Ja, er geleitete sie sogar über die Schloßbrücke und zeigte ihnen das Schloß und die Denkmäler, sowie die links liegenden Museen und die Nationalgalerie und was sonst noch alles an merkwürdigen und schönen Bauten im Lustgarten lag. Sie sahen sich einen Augenblick schweigend um. Das Mächtige und Schöne der Bauten erregte sie nur mit ehrfurchtsvoller Scheu, nur das Gewaltige daran imponirte ihnen. Im übrigen aber ging es ihnen wie allen Kleinstädtern, das großartige Leben auf den Wegen und Plätzen forderte ihre Bewunderung heraus. Auf dem großen asphaltirten Platz flimmerte die grelle Mittagssonne. Durch den von den Wagen aufgewirbelten Staub eilten viele hellgekleidete junge Mädchen und viele Männer. Wie sich die hastenden Gruppen durcheinander wanden und hinter dem Schloß oder hinter dem von der Sonne und dem Staub gebleichten Grün des Lustgartens verschwanden! Und immer wieder kamen die eilenden, erhigten Menschen vorbei, immer wieder ...

„Ach, sieh' mal, Mama, der kleine Junge hier!“ rief der Tertianer Heinrich. Die Familie wendete sich von dem Straßentreiben ab. Nicht an der Brücke, im Schatten eines Figurenjodels, hatte sich ein barfüßiger Junge auf die Steine gelauert. Vor sich hatte er ein Stück Pappe ausgebreitet, auf dem Stöckchen lagen, die er bedächtig abzählte. Die Familie aus Schlaudorf freute sich, nun auch diese echte Großstadtgestalt zu sehen, von der sie so manches gehört hatten. Der kleine Kerl sah so drollig aus. Das war ja ein wahres Glück, daß sie ihn sahen, denn in den Straßen, in die Fremde kommen, findet man nur selten so ein Stüchchen Großstadt-Glend ...

„Was soll denn das da? Was?!“ schrie es auf einmal neben ihnen. Sie schraten zusammen. Der kleine Fliegenstockhändler raffte mit einem Griff seine Waare zusammen und riß aus.

Ja — aber, war denn das der lebenswürdige Schuhmann, der jetzt mit so drohender Miene dem Jungen nachsah?

„Nein, war das häßlich!“ sagte die Mama, als sie in die kühlen Räume des Museums traten.

„Ja,“ meinte der Papa, „sie scheinen hier zwei Gesichter zu haben. Eins für Wohlgekleidete — und das andere für die mit Huden und Arbeitsschmutz.“ —

gb. **Berliner Bade-Anstalten in alter Zeit.** Die älteste Berliner „Badesube“ befand sich am Krögel, jenem kleinen Gäßchen, das vom Mollenmarkt nach der Spree hinunter führt. Wie bei denen anderer Städte war auch ihr Bau veranlaßt durch die von den heimkehrenden Kreuzzügler eingeschleppte Lepra, deren heftiges Auftreten den Bürgern des Mittelalters doppelte Meinlichkeit gebot. Das „Badhaus“ bestand aus zwei gewölbten Stuben, in denen die Geschlechter absondert badeten. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden dieselben um zwei vermehrt. Ein origineller Brauch des Mittelalters verlangte, daß bei Hochzeiten die ganze Festgesellschaft vor der Trauung ein Bad am Krögel nahm. Waren die Gäste sehr zahlreich, so badete immer erst der eine Theil, während der andere sich unterdessen in den Gesellschaftsräumen vergnügte. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte Berlin schon dreizehn Badesstuben. Davon lagen die ältesten eben am Krögel, vier am Neuen Markt, zwei auf dem Berder, drei in der Friedrichstadt und vier vor dem Spandauer Thore. Von der ureigenhümlichen Bestimmung dieser hygienisch so wichtigen Anstalten war indessen wenig zu merken. Die Besitzer betrieben viel mehr das Barbierhandwerk und beschäftigten sich nebenbei mit Schröpfen, Aderlassen und leichten chirurgischen Hilfeleistungen. Sie bedurften dazu einer Konzession, die sie einem Inhaber ablaufen mußten, denn sowohl die Zahl der Bader wie der Barbierstuben war festgesetzt und durfte nicht überschritten werden. Die Barbier hatten als Geschäftsschild fünf, die „Bader“ drei Messingbeden. Die Barbier durften die ganze Bunds- arzneikunde ausüben, die Bader blieben auf die oben erwähnten Fächer beschränkt. Erst 1799 erhielten auch sie die Erlaubniß, als Chirurgen zu wirken und fünf Beden auszuhängen, sie mußten dazu indessen einen Kursus in der Anatomie durchmachen und vom Ober-Medizin-Kollegium approbirt sein. Ihre Geschäfte hießen im Gegensatz zu denen der Barbier „Bad- und Barbierstuben“. Daß neben diesen in die Mauern der Stadt gezwängten Anstalten das Flußbad gleichfalls beliebt war, bedarf kaum einer Erwähnung, nur hatte man dazu keine eigenen Baulichkeiten. Die Landschaft lag noch frei vom Verkehr, die Einsamkeit der Ufer ersetzte die schützende Zellentwand.

### Kunst.

— hl. **Große Berliner Kunstausstellung.** Von Ludwig Dill's, des Münchener Sezessionisten, tiefer und zarter Kunst ist gelegentlich einer Kollektivausstellung im Ausgange des Winters an dieser Stelle die Rede gewesen. Die Ausstellung zeigt eins seiner reifsten Werke (Saal 37, Nr. 181.) „Ueber sich wemmte Salbey-Felder in der Po-Ebene.“ Das Wasser hat einen schmalen Landrücken abgeschnürt, der sich in leisen Krümmungen mitten durch das Bild hineinzieht, bis hinüber zu den Feldern, die sich im Hintergrunde unabsehbar weit und tief dehnen. Das weiche matte Blau des Salbey, der den Boden deckt, giebt den Grundton im Bilde. Vorn stehen zu beiden Seiten des Landfreifens Hintereinander ein paar Birken. Dichte Dunsflust, wie überschwemmte Gegenden sie zeigen, schwebt überall. Sie spielt um die Birken, sie läßt alle Farben in einen feinen grauen Ton zusammen klingen, sie wehrt den Strahlen der scheidenden Sonne, sodasß sie nur noch mit

einem matt schimmernden gelblichen Streif die dünnen Birkenstämme umsäumen und aufleuchten lassen. —

**Kulturhistorisches.**

f. Weibliche Ärzte im Alterthum und Mittelalter. Daß der „weibliche Arzt“ nicht eine Erscheinung unserer modernen Zeit ist, beweist folgende dem „New-York med. Journal“ entnommene Notiz: Etwa 300 v. Chr. besuchte eine junge Athenerin namens Agnodice ein Mann verkleidet die medizinischen Schulen ihrer Vaterstadt gegen das damals bestehende Verbot des Frauenstudiums und erfreute sich in der Folge eines bedeutenden Zulaufes. Als ihr Geheimniß bekannt und sie infolge dessen wegen Geheimes übertretung gerichtlich belangt wurde, gelang es der stürmischen Agitation ihrer Mitbürgerinnen, die Verurtheilung zu hintertreiben und eine Aufhebung des betreffenden Gesetzes durchzusetzen. — Im Mittelalter erwarben eine Anzahl Frauen den Doktorgrad, hauptsächlich an den maurischen Universitäten Spaniens. Trotula von Rugiero, welche im elften Jahrhundert in Salerno praktizierte, erfreute sich eines europäischen Rufes. Im vierzehnten Jahrhundert besaß Dorothea Vocho nicht nur den Dokortitel, sondern wirkte auch als Professorin an der Universität Bologna. Seitdem hatten noch zwei weitere Frauen als Professorinnen der medizinischen Fakultät an derselben Hochschule gewirkt: Anna Mangolini als Anatom und Maria delle Donne als Geburtshelferin (1799). Edikten aus den Jahren 1311 und 1352 nach zu urtheilen, scheinen auch in Frankreich weibliche Chirurgen nicht selten gewesen zu sein. —

**Aus dem Thierleben.**

— Als Beispiel für den Ortsinn des Pferdes kam nachstehender aus Aquila berichteter Vorfall dienen. Vor einigen Wochen hatte der Besitzer K. aus A. einen zehnjährigen Fuchswallach an einen Vestiger aus der Insterburger Gegend verkauft. Am letzten Donnerstag Morgen wurde er durch das anhaltende Scharren und Wiehern eines Pferdes erweckt, das er zu seinem Erstaunen als seinen kürzlich verkauften Fuchs sofort wiedererkamte. Wie sich herausgestellt hat, ist das Thier am Abend vorher seinem neuen Herrn entlaufen, hat also den ca. 16 bis 18 Meilen weiten Weg in einer Nacht zurückgelegt. —

t. Vienenörder unter den Vögeln. Leider giebt es unter den Vögeln, die wir sonst zu den nützlichen rechnen müssen, solche, die eine ganz besondere Liebhaberei für die Verpestung von Vienen zeigen. Eigentlich kann man es ja freilich nicht verlangen, daß ein Vogel, den wir im übrigen ob seiner Feindschaft gegen Insekten loben, wissen sollte, daß er vor der Viene Halt zu machen hat, weil sie zu den wenigen dem Menschen nützlichen Insekten gehört. Einige der Vögel sind wegen dieser Liebhaberei schon durch den Namen gebrandmarkt z. B. die Familie der Vienenfresser (moropes), die, wenn auch selten, auch in Deutschland brüten, besonders in den südöstlichen Theilen des Landes, ferner der Wespen-, Vienen- oder Honig-Buffard, der über ganz Europa mit Ausnahme des äußersten Nordens verbreitet ist. Andere Vögel wie der Fliegenschwapper, der kleine Buntpecht, das Rothstehchen, der Haus-Rothschwanz, die Wachtelze und auch der nirgends bestebte Spatz führen sich wenigstens zu gewissen Jahreszeiten gern ein Vienen zu Gemüthe. Besonders aber ist die Weise im Winter den Vienenhöden gefährlich, sie setzt sich an den Eingang, klopft mit dem Schnabel an die Wand, bis die Insekten infolge der Störung herauskommen und schnappt sie dann fort. Ein wahrer Blinder der Vienenhäuser ist auch der Grünpecht, der geradezu in sie eindringt und nicht nur die Vienen, sondern auch den Honig verzehrt. Am wenigsten sollte man es aber vom Storch glauben, diesem äußerlich so ehrbaren Vogel, daß er unter den Vienen haust wie ein Vandale; man hat zuweilen bis zu 400 Gramm verschluckter Vienen in seinem Stropf gefunden. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Will man Blumen, z. B. Rosen, frisch erhalten, so stelle man sie in heißes Wasser. Jeden Morgen gebe man ihnen frisches, heißes Wasser mit etwas Salzgehalt, kürze die Stiele mit scharfem Instrument, daß eine glatte Schnittfläche wird und setze die Blüthen dem Lichte zu. Von mancher Seite wird auch gerathen, das Wasser nie ganz auszugießen, sondern nur einen Theil wegzuschütten und bloß diesen durch frisches Wasser zu ersetzen. Am längsten halten sich die Blumen, wenn man Vasen mit Sauerwasser anfüllt, den man feucht hält und die Blumen mit den Stielen hineinsteckt. —

**Meteorologisches.**

— Ungleiche Regenhöhen. Am meisten regnet es in Südamerika, am wenigsten in Australien; in ersterem beträgt die jährliche Regenhöhe 1670 Millimeter, in letzterem 520 Millimeter. Europa kommt nach Australien mit 615 Millimetern. Die Unterschiede an einzelnen Orten sind aber noch viel bedeutender, die Regenhöhen einzelner Gegenden überschreiten weit den Durchschnitt des ganzen Erdtheils. So ist die jährliche Regenhöhe in Schottland viermal so groß, als der oben angegebene Durchschnitt in Europa, nämlich 2800 Millimeter. In Maranbano in Brasilien beträgt sie 7,1 Meter und in Cherapundchi in Ostindien erreicht sie den höchsten beobachteten Betrag mit 12,5 Meter. Man hat ausgerechnet, daß der auf der ganzen Erde während eines Jahres nieder-

fallende Regen die Erde mit einer 970 Millimeter hohen Wasserschicht bedecken würde, die ein Gewicht von 111 800 Millionen Tonnen hätte. —

**Humoristisches.**

— Verfehltes Mittel. Huberbauer (der seinen neuen Knecht, welcher fast die ganze Schüssel für sich in Anspruch nimmt, vom Essen abbringen will): „Geh, Sepp, trink doch amal!“ — Sepp (nachdem er getrunken): „Vergelt's Gott, Bauer, für Euer'n g'scheiden Einfall. Jetzt zwing' i' noch amal so viel!“ —

— Ein gewandter Vertheidiger. Rechtsanwalt: „Ja, meine Herren, geben Sie den Bedauernswerthen seinem trauten Heim zurück, wo eine zärtlich liebende Gattin ihn erwartet, wo süße, hoffnungsvolle Kinder...!“

Präsident (unterbrechend): „Ich bemerke dem Herrn Vertheidiger, daß der Angeklagte unverheirathet ist!“ —

Rechtsanwalt (fortfahrend): „Um so bedauernswerther ist der Arme, der nie ein trautes Heim sein Eigen genannt, den nie eine zärtliche, liebende Gattin erwartet, nie süße, hoffnungsvolle Kinder „Vater“ genannt haben...!“ —

— Nicht recht glaublich. Richter (zum Angeklagten): „Sie sind angeklagt, Ihrer Schwiegermutter, die bei Ihnen auf Besuch war, einen Keiselloffer sammt Inhalt gestohlen zu haben!“

Angeklagter: „Entschuldigen S', Euer Gnaden, meine Schwiegermutter wollt' schon wegfahren, und da hab' ich ihr nur den Koffer versteckt, damit sie nicht fort konnte!“ —

**Vermischtes vom Tage.**

k. Die erste Zeitung in chinesischer Sprache in Deutschland soll in den nächsten Tagen unter dem Titel „Go-Goa-Chien-Weng, Organ zur Vertretung der europäischen Industrie in China“, in Berlin erscheinen. —

— Bei dem schweren Unwetter am vorigen Mittwoch sind in den Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen im ganzen 16 Personen vom Blitz getroffen, zwölf von diesen erschlagen worden. —

— Der Fehlbetrag bei der im vorigen Jahre in Leipzig veranstalteten „Sächsisch-Thüringischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung“ erreicht fast 700 000 M. Die Stadt Leipzig ist an dieser Summe mit einem Betrage von 250 000 Mark theilhaftig. —

— Bei einem Zimmerbrand in Gasse (Westfalen) sind zwei Kinder von drei und vier Jahren ungelommen. —

— In Burghausen (Oberbayern) fand sich in der Urne ein Wahlzettel mit folgendem Verschen (die Gegend ist reich an Rindfleisch):

„Für den, der muß in Burghausen sein,  
Giebt's Rindfleisch nur, Jahr aus Jahr ein,  
Doch heut', o herrlicher Glückzufall,  
Hat man gar zwischen zwoca Dönsen die Wahl.“ —

— Am rascher ein Engagement zu finden, zog eine Akrobatin in einem Wiener Vergnügungs-Etablissement die Aufmerksamkeit des Publikums durch ein Sensationsstück auf sich. Ein „Riesenrad“ hatte sich eben in Bewegung gesetzt, da entstieg einem Waggon ein Mädchen im Tricotkostüm, schwang sich auf die Außenseite des Waggons und hielt sich dort an einem mitgebrachten Apparate mit den Zähnen fest, so daß sie frei in der Luft schwebte. Sie machte in dieser unheimlichen Position die ganze Umdrehung des Rades, die mindestens fünf Minuten dauerte, mit, wobei sie aus einer Pistole Schüsse abgab. —

— 14 000 Hagelkäden wurden bei den Budapester Versicherungsanstalten infolge der letzten Gewitterstürme angemeldet. —

— Großes Aufsehen erregt in Budapest die Internirung eines jungen Barons in einem Irrenhause, die auf Veranlassung seiner Verwandten aus eigenmüthigen Motiven trotz des Protestes des Vaters aufrecht erhalten wird. —

— In Troos in Siebenbürgen wüthete ein großer Brand, bei dem eine Familie von fünf Personen umkam. —

— Sonnabend früh wurde in Sinj (Dalmatien) ein starkes, wellenförmiges Erdbeben verspürt, das sechs Sekunden andauerte. Viele Häuser sind beschädigt, einige eingestürzt. —

— Infolge neuer skandalöser Vorfälle wurden am 1. Juli in Brüssel 18 Kneipen mit Mädchenbedienung polizeilich geschlossen. —

t. Die größte Lokomotive der Welt, der „Riese“ genannt, ist von der belgischen Staatseisenbahn-Verwaltung erbaut worden zur Ueberwindung einer starken Steigung auf der Bahnlinie bei Lüttich. Sie ruht auf 6 Paar Rädern und hat ein Gewicht von 2130 Zentnern. Die Vertheilung des Gewichts ist derart getroffen, daß jedes Räderpaar gleichmäßig mit 355 Zentnern belastet ist. —

e. e. Eine amüsante Annonce bringt der „Standard“: „Wenn der Gentleman, der letzten Dienstag auf dem Rasen von Ascot irrthümlicher Weise acht Banknoten von je 5 Pfund aus der Tasche eines anderen Gentleman genommen, mit dieser Summe etwas Geld verdient hat, könnte er wohl die Güte haben, das Originalkapital an „Sportsman“, Expedition des „Standard“, zurückzusenden, da dieser das Geld sehr nöthig braucht.“ —